

Karin Antonia Mairitsch
Schweizweh



Karin Antonia Mairitsch, Mag.^a Dr.ⁱⁿ, geb. 1968 in Klagenfurt, Studium der Malerei an der Akademie der bildenden Künste in Wien, Promotion an der Kunstuniversität Linz, ist bildende Künstlerin, Gestalterin, Kuratorin, Dozentin, Autorin sowie Herausgeberin von Fachbüchern im Bereich Medien, Gesellschaft und Kunst. *Schweizweh* ist ihr erster Roman.

Seit Oktober 2022 ist Mairitsch Rektorin der Zürcher Hochschule der Künste. Davor hatte sie neben ihrer künstlerischen Arbeit unterschiedlichste Leitungspositionen inne, u. a. an der Hochschule Luzern – Design, Film und Kunst, an der Fachhochschule Salzburg und bei bekannten Mediaagenturen, lehrte an verschiedenen Hochschulen und kann auf eine rege internationale Ausstellungs- und Performancetätigkeit zurückblicken.

Karin A. Mairitsch wurde ausgezeichnet mit dem Werkbeitrag 2019/2020 der Zentralschweizer Literaturförderung und mit einer Nominierung für den Luzerner Werkbeitrag 2020 in der Sparte Freie Kunst.

Karin Antonia Mairitsch

Schweizweh

Roman



Schweizweh von Karin Antonia Mairitsch
ist der einundzwanzigste Band der Edition Meerauge.
Die Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn.

Umschlaggrafik: Karin Mairitsch: *Strukturiertheit* (Ausschnitt),
Studien zum Schweizer Gemüt 3/6, 2012, Mischtechnik auf Papier,
21×32 cm

Gesetzt aus der Sabon
Gedruckt auf 100 g EOS blauweiß 1,5fach holzfrei

Lektorat: Angelika Klammer, Wien
Reihenlayout: Maik Haase, Berlin, Christoph Dertschei, Wien
Satz & Grafik: Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec
Druck & Herstellung: Florjančič tisk, Maribor

© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec 2024
ISBN 978-3-7084-0684-8

Printed in Slovenia

Die Autorin bedankt sich für den Werkbeitrag 2019/2020
der Zentralschweizer Literaturförderung.

Der Verlag bedankt sich für die freundliche Unterstützung durch

LAND  KÄRNTEN
Kultur

 Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

 kelag

Für Graziella

*Die Träne verschläft ihre Sehnsucht zu fließen,
aber die Liebe ist alle Umwege zu Ende gegangen
und ruht in ihrem Beginn.*

Nelly Sachs

Inhalt

Gestoßenes Eis

9

Ferne Melodien

43

Leiser Verdacht

63

Zweisam einsam

100

Wunde Zeit

125

Zwei Frauen

163

Entgrenzte Suche

199

Weiter Leben

233

Gestoßenes Eis

»Die Schweiz ist wie gestoßenes Eis«, erklärte die Frau. Jeder Mensch ein Eisbruch für sich. Alle würden sie nebeneinander frieren, in sich abgeschlossen wie ihre Täler, vereinsamt wie die Berge und kalt wie die Seen. Jonathan blickte aufs Meer. Wie konnte es sein, die Kälte nicht gespürt zu haben? Wie war es ihm gelungen, die Enge und Vereinsamung zu übergehen?

Vor kurzem hatte er ihr ein Bild zum Abschied geschenkt. Zu diesem Bild der Titel »Himmelsbrot zum ersten Schnee«. Die Deutung kam ihm später in den Sinn: Es möge dich nähren, auch wenn es kalt wird. Endlich verstand er und blickte zum Ufer. Die Frauen reizten ihn. Die Männer noch mehr. Wenn sein Herz nicht verloren wäre, hätte er sich der Anziehung hingeeben. So aber wehte das Schweizweh in sein Gesicht und er wünschte nichts mehr, als einsam zu bleiben.

Am Nebentisch unterhielten sich die Familienmitglieder lebhaft. Jeder hatte ein Smartphone in der Hand. Die Frauen, die Kinder, die Männer. Sie alle kommunizierten untereinander und nebenbei. Beides lebhaft, wie ihm schien. Er schickte sich an, ins Meer zu gehen, verabsäumte, den Kaffee zu ordern, und wagte sich ins kühle Nass. Gestoßenes Eis. Er würde bald vergessen haben, wie es sich anfühlte, mit jedem Schritt und jedem Wort, selbst der kleinsten Geste auf Eispartikel zu treffen.

Doch spätestens bei seiner Rückkehr würde das Eis sich erneut in ihm festsetzen. Nach einer Weile wäre die Kälte nicht mehr spürbar. Er würde wieder zum Tal werden, zum Berg und zum See. Er würde die Schweiz sein oder mindestens so empfinden. Er würde weiter seine Arbeit verrichten, stillen Gehorsam üben, für jedes noch so unbedeutende Begehren Einvernehmen suchen

und bestimmt nichts von dem empfinden, was er selbst gewesen war.

Seine Hände bewegten sich leicht im Wasser. Mit jedem Armstoß wich das Meer, mit jedem Atemstoß die Erinnerung. Was hatte ihn damals ermutigt, in der Schweiz zu leben? Es war keineswegs erklärbar, warum es erstrebenswert schien, Teil des Erkalteten zu sein. Eigentlich müsste er sich als Eiskorn erkennen und frieren. Tat dies nicht. Sie waren freundlich zu ihm, die Schweizer:innen, sie werteten nicht, jedenfalls nicht offensichtlich, und das Meer hatte sich in den letzten Wochen gewärmt.

Als er zurückkam, war sein Platz besetzt. Die Familie brach auf. Sie suchten ihre Handtücher, die nassen Badesachen, Taschen, Geld und Handys. Sie rafften zusammen, was ihnen gehörte. Er, der den ganzen Tag hier verbrachte, war die einzige Beständigkeit. Wenn die wüssten. Er dachte an die Schweiz und war fern. Nicht fremd, fern. Und bestellte Kaffee.

In Mürren, am Fuße von Aiger, Mönch und Jungfrau, war es um diese Zeit imposant. Er sah vor sich, wie die Berge in die Höhe schossen und ihre Erhabenheit – oder sollte man sagen: Überlegenheit – unverblümt zeigten. Wie sich Demut anfühlte: Vor dem Anblick der gebirgigen Großmacht ist der Mensch klein. Und gefügig. Hier muss sich beugen, was vergänglich ist, und er, Jonathan, hatte stets den Blick gesenkt, bevor er sich vergewisserte, dass er tatsächlich sah, was er sah – maßlose, steinerne Größe. Materie in der größten vorstellbaren Ansammlung. Hier wurde man das, was man war: winziger Teil des Ganzen. Wo sich das Eis zu einer Armee formiert, sich schier endlos ausbreitet, da ist Raum für Bescheidenheit. Ein Ort des Gebets. Während er gedanklich den Weg entlang und den Berg hinab ging, seine Liebe zur Schweiz einen Ankerpunkt fand, entwickelte die Sonne ihre volle Kraft und erdrückte das Denken.

Im gleißenden Süden mildert gestoßenes Eis die zudringliche Hitze. Besonders nachmittags, diese Hitze, die jeden geraden Satz verbog. Heilend für das glühend Innere. In der Schweiz dagegen ist gestoßenes Eis eine Form des Seins, das seine Kälte nicht bemerkte. Ist ein Teil der Zugehörigkeit, die sich nicht bekennen kann. Jonathan trank seinen Kaffee. Es zog ihn nach Hause. Genauer gesagt: in das für diesen Sommer geliehene Zuhause. Er lebte seit langem in der Schweiz. Die Schweiz war nicht seine Heimat. Was war denn Heimat? Er hätte geantwortet, Heimat sei ein Gebinde, das, einmal entflochten, für immer entbunden war. Er spürte, er war heimatlos, sozusagen bodenlos. Seine verstorbene Frau hatte behauptet, dass seine Heimat, dieses beschauliche Land im Süden Österreichs, unauflösbar mit dem Tod seiner Großmutter verwoben war. »Die Heimat ist mit ihr gegangen«, hatte sie gesagt und ihn gleich darauf beruhigt: »Vielleicht braucht man gar keine Heimat. Vielleicht ist nur wichtig, zu Hause zu sein.« Denn das Zuhause sei ein Ort, wo man Schutz, Liebe und Wärme finden kann, und nicht zwangsläufig jener, wo man geboren ist. Sie musste es wissen. Heimat war ihr nicht wichtig. Sie war rastlos gewesen und hatte gerade so viel besessen, dass sie im nächsten Moment ohne großen Aufwand an einen anderen Ort hätte ziehen können. Jahrelang hatte Jonathan über ihren Zugang nachgedacht. Irgendwann war er zu der Einsicht gekommen, dass sie mit dem Unterschied zwischen Heimat und Zuhause recht haben könnte. Vor allem war ihm bewusst geworden, dass er der Großmutter sein Herz mitgegeben hatte. Hat er nun sowohl seine Heimat verloren als auch die Möglichkeit, je zu Hause anzukommen? Er konnte es nicht sagen. Trotzdem zog es ihn dorthin, wo immer es war.

Seit dem Frühsommer war er hier. An die Hitze hatte er sich inzwischen gewöhnt. In den frühen Morgenstunden

den konnte es noch recht kühl sein, sodass er im Halbschlaf meist nach der Decke suchte. In ein paar Tagen, hatte man ihm erzählt, würde der Wind nicht mehr erkalten und eigenartige Träume bringen. Nachdem sein Herz verloren und seine Liebe beschattet war, rechnete er weiter mit unruhigem Schlaf. Ob sie ihn vergessen hatte? So lange war er noch nicht weg, um vergessen zu sein. Aber wer weiß schon genau, wie sich Gleichgültigkeit ausbreitet? Er verlangte nach der Rechnung, zahlte und schritt eilends zum Bus.



Zu dieser Zeit arbeitete sie, entwickelte Konzepte, über deren Qualität andere urteilten und deren Umsetzung andere verantworteten. Ihre ausgeprägte Eigenart kam dabei kaum zum Einsatz. Nur manchmal blitzte sie hervor. Wenn ein Satz in die Möglichkeiten ihrer Denkweite sprang. Ihr wäre nie in den Sinn gekommen, dass Jonathan sich ins Eisfeld dachte. Er hatte Charme, hatte Wärme in ihr Leben gestrahlt. In seiner Standhaftigkeit zeigte sich ein Beharrungsvermögen, das beeindruckend leuchtete. Seine Zugewandtheit spiegelte eine Seele, nach der sie sich sehnte. Wie konnte sie vergessen oder zumindest verdrängen lernen? Inmitten des eintönigen Alltags hatte sie sich Kinder gewünscht, die Jonathan verweigerte. Der Wunsch nach Kindern machte alles zunichte. Sie versuchte, den Gedanken an Jonathan beiseitezuschieben. Er war gegangen. Irgendwo am Meer saß er, bestimmt vergnügt und bereit, sie zu vergessen. Keine Traurigkeit hatte sie bei diesem Gedanken, nur eine gewisse Sehnsucht. Bestimmt wird der Schmerz diese Wehmut nehmen, dachte sie weiter und wollte ihren Schmerz. Er hielt sie lebendig an Tagen, an denen sie nicht fühlen konnte, wie weh es tat, ihr Allein-Sein. Jonathan hatte sie in diesen Momenten

in den Arm genommen, sie im wahrsten Sinne des Wortes eingewickelt und gesagt, sie solle den Schmerz in sich hinein atmen, bis er abgeklungen war. Doch Jonathan war weg, daran musste sie sich gewöhnen. Es war besser so. Sie wollte kein Feuer. Ihr Leben war ein ruhiges, das im engen Kreis eine Wärme entwickelte. Hitze musste wirklich nicht sein, auch wenn sie schön war zwischendurch. Ihr Glühen war ohnedies nichts, womit sie umgehen konnte. Hitze, so konnte sie getrost behaupten, lag ihr nicht. Und Jonathan sollte zum Teufel gehen. Da hatte er Hitze genug. Ihr würde nicht kalt werden, wenn die Wut nachließ, davon war sie überzeugt. Also holte sie einen Kaffee, konzentrierte sich auf ihre Arbeit und schob fort, woran sie litt. Sie konnte sich auf das Urteil der anderen verlassen und darauf, dass er weg war.



Jonathan erwachte müde. In der Nacht hatte er die Decke gesucht und sie derart ungeschickt über den Körper gezogen, dass immer ein Teil entblößt war und froh. Nicht einmal nachts konnte er sich vollständig fühlen. Er war viele Teile, zumindest zwei. So verdammt anstrengend. Kein Wunder, dass nie das Gefühl aufkam, ausgeschlafen zu sein! Bei so viel Anstrengung brauchte Jonathan Stunden, den Tag anzunehmen und mehrheitsfähig zu werden. Zwei Kaffee, drei Kaffee, manchmal vier, bis er sich aufraffen konnte, etwas zu tun. Seltsam, dass er niemals von ihr träumte. So wenig er sie aus dem Leben ausgeschlossen hatte, so sehr blieb sie seinen Träumen fern. Es ist eine eigene Art der Kälte, wenn sich die Frau, die er begehrte, aus den Träumen hielt. Vielleicht war das Einsamkeit. Er wollte sich darauf verlassen können, von der Geliebten zu träumen. Kinder wollte sie haben. Ihm kam das Geschrei am Spielplatz in den Sinn. Er konnte

sich Kinder nicht vorstellen. Im Winter war es erträglicher: Die Kinder waren in dicke Jacken gepackt. Der Schnee schluckte den Lärm. Ihre Bewegungen wurden von Daunen und Kälte gedämpft. Wenn Schnee und Eis schmolzen, musste er wieder mit dem Geschrei der Kindheit rechnen, das nur anstrengend war. Vielleicht sollte er ihr schreiben, dass es ihn noch gab und dass er an sie dachte. Notfalls würde er die Kinder in Kauf nehmen.

Er ging zum Schrank und holte ein Taschentuch. Dabei fiel ihm auf, dass sein Schatten an den Rändern seltsam scharf wirkte. War die Sonne in den letzten Tagen stärker geworden, sodass sein Schatten prägnanter schien? Wahrscheinlich kommt jetzt die durchgängige Hitze, von der die Bewohner:innen seit einiger Zeit sprachen, die nachts kaum mehr gemildert wurde. Für ihn änderte sich nichts. Er würde sie nicht mehr in den Arm nehmen, um ihre Schmerzen zu lindern. Ihr nicht mehr zuflüstern, dass sie schön sei. Sie nicht trösten, sie nicht herzen und nicht lieben. Ihr nicht zu vermitteln versuchen, dass ihre wiederkehrenden Schmerzen den Blick auf die Weichheit des Lebens und die Tiefe des Liebens verstellten. Er würde mit geschlossenen Augen wach liegen, weil er nicht schlafen konnte, solange sie ihm in den Sinn kam. Nicht, dass er Begehren fühlte, aber die Nähe, die immer auch kalt war, vermisste er. So erstaunlich das klingen mag: Die Kälte befeuerte ihn. Sie brachte eine Beständigkeit und umsorgte ihn mit Vertrauen. Schweizerinnen. Was hatte er sich bloß dabei gedacht? Er hätte wissen können, dass er dem Reiz nicht widerstehen würde. Er hätte wissen müssen, dass er sich inmitten dieser Eisblöcke verlieren würde. Da durften Kinder nicht sein. Erst recht nicht, weil sie sich entscheiden müssten, was nicht entscheidbar war: ein Mensch brauchte Wärme und Kälte zugleich. Nicht zwingend Hitze und Eis, aber für ein erfülltes Leben doch mindestens Ausschläge unterhalb und oberhalb des Nullpunkts. Wenigstens ab

und an. Gleichmaß ist tötend. Das gilt für alles. Darum erst war es möglich, sie zu lieben. Er überlegte weiter: Wenn sich die Kinder für eine der beiden Staatsangehörigkeiten entscheiden müssten, wären sie womöglich für den Rest ihres Lebens in dem Gefühl gefangen, es mangelte an etwas. Wären schlimmstenfalls heimatlos an einem ihrer Enden. Wie er. Würden sich vielleicht fragen, wo ihr wahres Zuhause war und was es mit Heimat auf sich hatte. Er verstand nicht, warum ihr dies nicht einleuchten wollte: Der Lärm der Kindheit, die Kälte der Mutter, das warm Gedrechselte des Vaters, das Nirgendwo-überall-zugehörig-Sein als Perspektive, die Last der zweiten Generation eines Zuwanderers und die Gefahr der Eintönigkeit waren Grund genug, sich der Nachkommenschaft zu verweigern.



Heute war einer jener seltenen Tage, an dem sie nicht an ihn denken musste. Ihre Schmerzen waren schlimm, aber nicht lähmend. Der Sommer hielt Einzug und beflissen warf sie Eiswürfel in ihre Limonade.



Jonathan wollte zum Meer. Er nahm den Bus. In den Nächten kühlte es kaum mehr ab. Er überlegte kurz, ob er ihr schreiben sollte. Und verwarf die Idee, noch ehe er den Strand erreicht hatte. Der Blick zum Horizont würde ihn ablenken. Als er bei Mustafa ankam, war etwas anders. Mustafa, der sonst lächelnde Mustafa, blickte ernst. Seine Frau, stets freundlich in der zum Meer hin offenen Küche, grüßte heute nicht. Sie griff sich an die Stirn, wischte sich den Schweiß ab, wandte sich nicht den Kochtöpfen und Gewürzen zu, sondern blickte versunken ins Nichts. Jonathan fragte nach. Er bestellte Kaffee, wie immer

türkisch, çok şekerli, sehr gezuckert, und fragte, ob alles in Ordnung sei. Mustafa antwortete, der Kaffee komme sofort, çok şekerli, und es sei alles in Ordnung. Fast in Ordnung. Denn heute Morgen, als er die Bar geöffnet hatte, die Terrasse gefegt und für Gäste bereitgemacht, hatte er einen liegenden Mann am Strand ausgemacht. Die Reglosigkeit hatte ihn beunruhigt, also war er hingelaufen und hatte ihn angesprochen. Der Mann rührte sich nicht, sein Gesicht seitwärts im Sand. Er hatte ihn angestoßen, vielleicht schlief er ja. Als keine Reaktion kam, hatte Mustafa ihn leicht gerüttelt und dabei die kleine Blutlache gesehen. Dann ging alles ganz schnell. Er hatte die Polizei gerufen, gleich an Ort und Stelle mit dem Handy, und etwas später waren vier Polizisten am Strand erschienen. Der bald darauf eintreffende Amtsarzt hatte den Tod festgestellt. Dann kamen weitere Männer in Zivil und der Kommissar. Sie fragten, was er beobachtet habe, wann das gewesen sei, ob er den Mann gekannt oder ihn schon mal gesehen habe. Fast alle Fragen musste Mustafa verneinen. Ihm war der Mann fremd. Es musste ein Fremder sein – seine Haare waren aschblond. Die Blutlache hatte sich in sein Gedächtnis eingebrannt. Es dauerte lange, bis Mustafa entlassen wurde und weiter seiner Arbeit nachgehen durfte. »Du glaubst nicht, wie viele Fragen gestellt werden«, sagte Mustafa zu Jonathan. War doch klar, dass es ein Fremder war, mit dem er nichts zu schaffen hatte. Jonathan hörte aufmerksam zu. »Hat man seine Identität schon festgestellt?« Mustafa wusste nichts. Also ging der Tag weiter wie jeder Tag. Das rauschende Meer, die unverdeckte Sonne und die Hitze.

•••

Sie wurde ständig mit anderen Anweisungen, sich teils widersprechenden Interessen und unterschiedlichsten Anfor-

derungen konfrontiert. Eine abschließende Entscheidung zu ihrem Konzept konnte sie nicht erwarten. Das ging ihr auf die Nerven, aber sie schwieg. Sie musste das Einvernehmen mit allen suchen, also blieb nichts Anderes übrig, als an jedem Wort zu drehen, bis es passte. Und manchmal mehrmals am selben Wort. Auch wenn sich der Inhalt nur unmerklich verschob und man sich fragen musste, ob diese Winzigkeit es wert war, so viel Zeit zu investieren, musste es gemacht werden. Es langweilte sie. Maßlos langweilte es sie. Während sie nach Wörtern suchte, fiel ihr ein, dass sie in der Neuen Zürcher Zeitung gelesen hatte, dass in Istanbul ein Anschlag verübt worden war. Mehrere Dutzend Tote. Man vermutete, dass Touristinnen und Touristen unter ihnen seien, denn der Platz war als Ausflugsziel beliebt und stark belebt. Ob Schweizer:innen zu den Opfern zählten, konnte man zu diesem Zeitpunkt nicht sagen. Jonathan hatte vor seiner Abreise erwähnt, bei einem Freund an der Küste in der Nähe Izmirs zu wohnen. Er sollte nicht in Istanbul sein. Bestimmt ging es ihm gut. Sie musste nicht gleich das Schlimmste annehmen. Zurück zum Konzept. Es fiel ihr kein alternatives Wort ein. Synonyme waren rar, wenn die Aussage sich nur gering verändern durfte. Wie formulierte sie bloß, dass die »digitale Transformation« epochale Veränderungen herbeiführen würde, ohne dabei wie ein Orakel zu klingen?



Jonathan hatte ein Geheimnis. Er wollte sich die Liebe von der Seele schreiben. Doch schreiben ist fernlieben. Liebe musste gelebt werden, alles andere konnte nicht einmal ein schwacher Trost sein.



Der Tote am Strand war im Dorf Gesprächsstoff Nummer eins. Die Tagesblätter berichteten. Wer er war, wie er an den Strand gelangt und wo er zu Tode gekommen war, blieb unklar. Der Fundort war jedenfalls nicht der Tatort, so weit war man sich einig: zu wenig Blut am Strand. Vom Täter fehlte jede Spur. Vermutet wurde, dass es sich bei der Tatwaffe um einen Eispickel gehandelt habe, sicher war man nicht, es könnte auch ein Schraubenzieher oder ähnliches gewesen sein. Im Falle des Eispickels war es möglicherweise eine Bluttat aus Leidenschaft. Mustafa hatte aufgeregt berichtet, dass er in der Nacht danach nicht zur Ruhe gekommen sei und der Geist des Toten ihn heimgesucht habe. Das zum Strand hin eingesandete Gesicht ließ ihn nicht mehr los.



Jonathan hatte ihr, lange war es her, von seinem ehemaligen Vorgesetzten erzählt. Den Namen hatte er nie genannt. Ebenso wenig das Unternehmen, in dem er gearbeitet hatte.

Jonathan und sie hatten wenig miteinander geredet. Die Erzählungen vom Leben und vom Alltag hatten beide auf das Wesentliche beschränkt. Wenn es denn überhaupt Ereignisse gab, über die einander zu informieren angebracht war. Am Anfang ihrer Beziehung schien es ihnen nicht wichtig. Damals genügten Gesten. Später war es wohl zu einer Gewohnheit geworden. Noch viel später dann zu einer Schwierigkeit, die sich nicht mehr überbrücken ließ. Vielleicht, dachte sie, wären ein paar Sätze mehr hilfreich gewesen. Andererseits ist es hier – sie meinte damit die Schweiz – so üblich. Es wurde wenig gesprochen. Offenbarung war keine Kategorie. Ihr hätte genügt, einander zu lieben.



Reto. Der Chef war in Jonathan verliebt gewesen, ohne es sich eingestehen zu können. Fraglich, ob Reto überhaupt sein Gefühl zuordnen konnte. Die Kinder, die Ehefrau, der Job, alles das ermutigte nicht zur Offenheit und schon gar nicht zu einer leidenschaftlichen Begegnung, die für sie beide neu gewesen wäre. Also hatte er, der einigermaßen schlanke Mittvierziger, Jonathan bekämpft. Mit einer Eiskälte hatte er ihn kritisiert, danach angegriffen, im nächsten Schritt aus der Kommunikation ausgeschlossen und schließlich gekündigt. Seitdem war Jonathan auf der Suche nach der Intensität, die Reto in ihm ausgelöst hatte. Die Verletzung, die Wut, die Ohnmacht waren die eine Seite der Münze. Da war irgendwann auch Nähe, da waren Vertrautheit und Anziehung gewesen. Ein Gefühlssturm, vielleicht Liebe. Ihr hatte er nur von der Verletzung erzählt, die ihn nicht mehr losließ. Sie reagierte verständnisvoll. Karg an Worten wie immer. Jonathan hatte beobachtet, wie es in ihrem Kopf arbeitete. Was sie sich dachte, wollte er nicht wissen. Mit Tatsachen musste man leben, darüber zu sprechen war eine andere Sache. Reto. Der nichts von der Heldenhaftigkeit hatte, die sich Jonathan gewünscht hätte. Der ihm am Ende nur Ablehnung und Feindseligkeit zuteilwerden ließ. Was ihn, Jonathan, gezwungen hatte, den Gefühlen auszuweichen, sein Leben zu ändern und sich Neuem zu öffnen.

•••

Beim Toten wurde die Fotografie einer Frau gefunden. Behutsam versteckt im Innenfutter der Hose. Der Kommissar wies an, die Besucher:innen am Strand wie auch die Bewohner:innen in der näheren Umgebung zu befragen, ob diese Frau bekannt sei.

•••

Das Konzept war abgegeben. Nun galt abzuwarten, ob es diesmal angenommen wurde. Sie fühlte Erleichterung. Das ewige Hin und Her, die vielen Korrekturen, Wortklaubereien, diese Verwässerung von Aussagen hatten an ihr gezehrt, sie bemerkte es jetzt. Worte sollten Gewicht haben. Klar sein. Sie mussten nicht bei allen Zustimmung finden und nicht für alles passend sein.

Ihr Vater hatte einmal mehr davon gesprochen, sich umbringen zu wollen. Das ging Jahre. Genauer gesagt konnte sie sich an ihn nicht anders erinnern. Er wollte immer schon das Leben in der Hoffnung verwerfen, sich Besserem zuwenden zu können. Sie hatte es ihm nie ausreden wollen und auch nicht übelgenommen. Nicht, dass sie ihn nicht geliebt hätte, nicht, dass sie es nicht vorzöge, wenn er bliebe, doch war ihr allzu bewusst, was es bedeutete, ständig das Weh zu spüren, immerzu dem Schmerz ausgesetzt zu sein, nichts Anderes zu haben als den Schmerz. Das konnte das Leben in Frage stellen. Wer wusste dies besser als sie. Darum hatte sie ihm angeboten, ihn zu begleiten, wenn er sich für den Ausstieg entschied. Jonathan war dagegen. Er musste wie meistens eine andere Haltung einnehmen! Das war ein weiterer Unterschied zwischen ihnen, der sich als Bruch zeigte: seine klare Moral und ihre nüchterne Art, die Dinge zu denken. Das vertrug sich nicht. Sie hatten keinen Streit, keineswegs.

Sie erschloss sich die Welt über Bücher. Jetzt brauchte sie eine neue Welt. Sie ging zum Bücherschrank und sondierte. Suchte entlang der Reihen. Die Türkei jedenfalls nicht. Orhan Pamuk hatte sich in die Länge gezogen und die Geschichte der Türken vor Wien war Jonathans Sache. Eine Geschichte zum Harem kam schon gar nicht in Frage. Obwohl es sie interessierte, wie es mit Frauen sein könnte. Manchmal, wenn sie mit Jonathan geschlafen hatte, das gab sie zu, hatte sie an eine Frau gedacht.

Dann hatte sie empfunden, als ob eine Frau es wäre, die sie berührte, sie küsste, sie liebkosend umgarnte. Eine Frau und nicht Jonathan. Die Frau war ihr nie in Träumen erschienen. Auch wenn sie dies selten laut aussprach: Die Türkei war zu einem politisch inakzeptablen Land geworden. Es war schwer zu verstehen, warum ein Land von der Demokratie Abschied nahm. Gefährlich war es. Dass Jonathan ausgerechnet in die Türkei ging, war ihr ein Dorn im Auge. Klar, er hatte ihr einmal erzählt, dass eine Türkin seine erste große Liebe gewesen sei. Ja, er hatte eine besondere Beziehung zu diesem Land. Freunde dort. Nachvollziehbar, alles nachvollziehbar, er suchte die Wiederbelebung der Unschuld, mit der er lieben konnte. Doch wo ein Land auf ein autoritäres Regime zusteuerte, durften diese Befindlichkeiten doch keine Rollen spielen! Ach, Jonathan, was hast du dir nur dabei gedacht. Im Bücherschrank fand sich ein weitgehend ungelesenes Buch über einen Armenier, der nach Deutschland ausgewandert und in den österreichischen Bergen verunglückt war. Bis zur Seite, wo er, eingeschlossen in einer Höhle, tagelang hungerte und fror, war sie gekommen. Das Ende hatte sie sich nicht angetan. Seine Gedanken zum elenden körperlichen und seelischen Verfall, die Momente aufkommender und versiegender Hoffnung hatten sie bestürzt, sodass sein Sterben ihr zu viel gewesen wäre. Sie erblickte ein weiteres Buch, das ungelesen im Regal stand, eine Analyse der Macht. Ja, das könnte für den Moment etwas sein. Vielleicht gab es Antworten. Sie griff nach dem Buch, legte es vor sich, schlug die erste Seite auf und begann zu lesen.



Warum musste sie immer alles wörtlich nehmen? Jonathan meinte selten etwas wörtlich. Und wenn es so

war, sagte er stets: »Und das meine ich jetzt wörtlich.« Ihr Hang zur Wörtlichkeit hatte ihn vorsichtig gemacht. Jonathan hatte sich in ihrer Gegenwart an jedes seiner Worte herangeschlichen, wog es ab und härtete es dreimal, bevor er es aussprach. In Folge kam jeder Satz, wenn überhaupt, ein wenig verzögert oder gar zu spät. Die Sätze waren dann klar, aber die Worte immer noch nicht wortwörtlich. Die Weichheit darin, dieser Spielraum für die Übersetzung, die leichte Verzogenheit einer jeden Tatsache war ihm wichtig. Das schien ihm lebendig. Und warmherzig. Es war, als ob die Sonne auf seine Sätze strahlte und sie weitete. Natürliche, gesunde Weite, die jedes Wort haben durfte, wenn es aus dem Kopf in die Welt entlassen wurde. Sein großzügiger Umgang mit Worten machte den Inhalt doch nicht weniger wahr! Das begriff sie nicht. Sie hatte ihm gesagt, dass sie kein Vertrauen mehr in ihn habe. Kein Vertrauen in seine Aussagen hieß das wohl. In seiner Sprache war diese Vertrauenskälte der Entzug einer jeden Zwischenmenschlichkeit. Kein Vertrauen zu haben bedeutete: füreinander gestorben zu sein. Erkalte zu sein. Wie der Tote am Strand. Irgendwo, unbeobachtet, still das Lebendige ausgehaucht, der Leichnam später gefunden, an einem anderen Ort. Man würde rätseln, wo das viele Vertrauensblut, das einmal pulsiert hatte, ausgeflossen sei. Man würde das Tötungsdelikt lange analysieren, nach der Tatwaffe fragen, sich womöglich Schuld zuweisen, ohne zu wissen, was genau wann wo wie passiert sei. Jawohl, der Vertrauensentzug war ein mörderisches Unterfangen, das Beziehung zerstörte und die Lust auf Gemeinsamkeit nahm, die Zukunft stahl. Gleichwohl vermochte sie im nächsten Moment eine Süße auszustrahlen, in der er sich verlor. In diesem Sog verdrängte er für eine kurze Weile, wie weh es tat, ohne Glauben zu sein, sich in diesem Zustand einander hinzugeben, ihr liebkosende Worte

zuzuflüstern, die sie, vertrauenslos, wahrscheinlich nicht glaubte.

Jonathan verließ das Schlafzimmer, ging ins Bad, schaute im Spiegel seinem Gesicht entgegen, während er Zähne putzte. Wo war er noch gleich? Beim Vertrauen. Er begegnete den Menschen mit einer gewissen Unbefangenheit. In der Hinsicht erlebte er sich wie ein Kind. Er machte sich vorerst keine Gedanken, ob dieser Mensch gut war oder eine Gefahr darstellte. Seine Unschuldsvermutung ließ ihn stets auf ein Zeichen des Anderen warten, das er mit Neugier zu lesen suchte. Hernach wartete er auf ein weiteres Zeichen, das er in das erste einpasste, wartete auf wieder eines und wieder eines, bis sich daraus eine Melodie ergab. Er hatte keine Zweifel, dass jedem Menschen eine Melodie innewohnte, auf die er sein Leben einstimmt. Jonathan wollte glauben, dass es eine schöne Melodie sei und der Mensch gut. Er wollte dieses Vertrauen nicht verlieren, nur weil ihm ab und an jemand Verletzungen zufügte. So wie Reto. Reto hatte ihm wirklich wehgetan. Danach hatte er befürchtet, die naive Unschuld, mit der er auf Menschen zugegangen war, sei auf immer beschmutzt. Inzwischen hatte er sich gefangen. Verheilt war nichts, doch hatte er sich so weit im Griff, dass er Begegnungen wieder mit einer gewissen Offenheit gestalten konnte. Sein Gehör für die Menschen, den Feinsinn für ihre Melodien hatte er zwar behalten, doch musste er sich nach Reto dazu zwingen, die Zeichen wohlwollend zu lesen. Sein Kopf war stärker beteiligt als zuvor. Sein Denken spielte Streiche. Der Verstand kalkulierte immer auch den Wahnsinn ein. Es läutete an der Tür. Er verließ eilig das Badezimmer.



Am Wochenende hatte sie im Garten die Erinnerungen an Jonathan ausgegraben. Er hatte ihr kurze, herzschwängere Nachrichten geschickt, wenn er auf Reisen war. Jedes Mal hatten sie seine Worte erregt. Sie konnte sich denken, was sie wollte, fühlen, so viel sie konnte, vorstellen, wozu immer sie in der Lage war, und all das passte zu seinen Worten. Erstaunlich irgendwie. Sie war mit den Deutungen so voll gewesen, dass sie nur eine pointierte Antwort gesendet hatte, um die Temperatur zwischen ihnen abzukühlen. Wenn er fern war, war die Wärme in ihrem Inneren derart unerträglich, dass sie einen Punkt hinter ihre Gefühle setzen musste und knapp blieb. Der rasche Schluss ihrer Unterhaltungen war ihre Rettung aus den brennenden Hoffnungen. Wie sie die Zeit bis zu seiner Rückkehr überstanden hatte, war ihr heute rätselhaft. Jetzt war das Handy still. Das würde auch so bleiben. Sie wick geschickt den Dornen aus und zärtelte die Rosen. Erstmals war es ihr gelungen, Ungeziefer fernzuhalten. Eine Freundin hatte ihr erzählt, man müsse Tomaten zwischen die Rosen setzen. Tatsächlich hatten weder Rosen noch Tomaten Schädlinge. Vielleicht hätte sie neben Jonathan Hoffnung pflanzen sollen, damit sie beide gesund geblieben wären. Worauf aber hätte sie hoffen sollen? Dass er anders werden würde? Dass er verbindlicher wäre? Dass er zu seinem Wort stünde? Sie zweifelte, dass das gelingen hätte können. Der Salat gedieh in diesem Jahr gut. Schon früh konnte sie ihn zu einem erfrischenden Mittagsmahl machen. Nur bei den Schnecken wusste sie sich immer noch nicht zu helfen. Sie hatte alles probiert: sie zu sammeln und zu zerschneiden, sie im Salzwasser zu ertränken oder sie mit Schneckenkorn zurückzudrängen. Alles hatte sie versucht. Doch jedes Jahr waren sie wieder in Heerscharen gekommen, um sich den Tod zu holen.



Der Mann erklärte, dass er von der Kriminalpolizei sei. Er untersuchte den Mord an dem Toten, den sie am Strand gefunden hatten. Ob er davon schon gehört habe. Jonathan nickte zustimmend. Sie hätten ein Foto beim Opfer gefunden. Der Mann hielt ihm das Abbild einer Frau entgegen. Jonathan erstarrte. Der Beamte fragte, ob sie ihm bekannt sei. Die Frau am Foto glich seiner verstorbenen Frau. Fassungslos betrachtete er das schöne Antlitz. War sie es? Oder nur ein Ebenbild? Fieberhaft suchte er nach Unterschieden. Die Nase war länger. Eindeutig. Auch die Haare schienen dunkler und hatten an der Seite nicht die feinen, grauen Strähnen, die er an seiner Frau wunderschön gefunden hatte. Die Wangenknochen eine Spur zu kantig. Der Mund etwas fülliger. »Nein, ich kenne diese Frau nicht.« Der Mann musterte ihn eingehend. »Wirklich nicht?«, hakte der Polizist nach. »Nein. Wirklich nicht«, beteuerte Jonathan. »Ich muss Sie fragen, wo Sie vorgestern waren, das ist Routine«, fuhr der Polizist fort. »Ich war die ganze Nacht hier zu Hause, den Tag über am Strand in der Nähe der Mutlu-Bar. Ab etwa 17 Uhr wieder hier«, gab Jonathan Auskunft. »Zeugen?« »Unten am Strand Mustafa, der Besitzer der Bar. Zu Hause: niemand, nicht, dass ich wüsste. Vielleicht haben mich die Nachbarn gesehen.« Der Mann dankte und verabschiedete sich. Noch am selben Tag wird der Beamte dem Kommissar berichten, dass Jonathan betroffen auf das Foto reagiert und es lange betrachtet habe. Der Kommissar wird ihn anweisen, die Personalien von Jonathan und die Gründe seines Aufenthalts zu recherchieren.

..

Auch dieses Jahr ging sie ins Puschlav nach Poschiavo. Jonathan war gern mit ihr dorthin gefahren. Sie hatten die Bahn von Chur ins Oberengadin, nach St. Moritz und von

dort über den Bernina-Pass genommen. Stets nahmen sie den Zug, obwohl sie ein Auto besaßen. Der Blick aus dem Fenster hatte sie in Staunen versetzt. Die landschaftliche Pracht, die sich auftat, der Zug, wie er sich in Tunneln und auf wunderlichen Brückenkonstruktionen über und durch die Berge schob, all das hatte den Urlaubsbeginn zu etwas Besonderem gemacht. Der Kaffee im Zug lasse zu wünschen übrig, behauptete Jonathan. Er sollte es wissen. Die Österreicher:innen hatten die Kaffeekultur nach der türkischen Belagerung von Wien für sich vereinnahmt und dessen Zubereitung über Jahrhunderte verfeinert. Über den Kaffee und seinen Genuss Erzählungen von kultureller Zugehörigkeit und gesellschaftlicher Identität gesponnen. Bei einer Tasse Kaffee sitzend schien Jonathan erwachsen geworden zu sein. Wenn das Glück mitreiste, hatte jener Schaffner Dienst, der Ständchen sang. Seine sonore Stimme war angenehm tief, erst recht, wenn sich sein Stimmvolumen im Gesang entfalten konnte. Weil sie Veränderungen nur schwer ertrug, quartierte sie sich in demselben Hotel ein, in dem auch Jonathan und sie viele Jahre zu Gast waren. Traurig war alles. Beim Frühstück alleine zu sitzen war einfach nur traurig.



Man hatte den Toten am Strand identifiziert. Es war ein Deutscher mit armenischen Wurzeln. Der deutsche Konsul soll sich, so schrieben die Tagesblätter, eingehend nach dem Stand der Ermittlungen erkundigt und bei der Aufklärung des Falles die volle Kooperation mit den deutschen Behörden zugesichert haben. Vor dem Hintergrund der aktuell steifen Beziehung zwischen Deutschland und der Türkei interpretierte man in diese Bereitschaft diplomatisches Tauwetter. Jonathan fragte sich, was ihn wohl hierher gebracht hatte.

Und entschied tags darauf, nach Ephesos zu fahren. Er wollte sich die Ruinen der einst so prächtigen Stadt anschauen. Mustafa hatte ihm angeboten, ihn mit seinem schon in die Jahre gekommenen Auto dorthin zu bringen. Jonathan lehnte ab. Er wollte unbedingt den öffentlichen Bus nehmen und den Alltag auf sich wirken lassen. Die Fahrt dauerte keine Stunde. Männer und Frauen saßen im kleinen Bus. Sie schauten aus den Fenstern ins karge, kaum besiedelte Umland. Sie blickten auf das Meer und redeten wenig miteinander. Einen Teil der Strecke hatte man gerade asphaltiert. Der Asphalt war nicht gewalzt. Autos pressten beim Darüberfahren den Asphalt nach unten und verdichteten den Belag. Es stank und die Asphaltsteinchen spritzten nach links und rechts. Niemand schien sich aufzuregen. Jedes Auto glättete fleißig den Weg. Es wird Tage, wenn nicht Wochen dauern, bis der Asphalt kompakt ist, dachte Jonathan. Der Bus erreichte Selçuk nahe Ephesos. Selçuk war eine wenig attraktive Stadt. Sie lebte vom Tourismus, von jenen, die sich die einstige Blüte griechischer Kultur vergegenwärtigen wollten. Genauer gesagt: Sie hatte vom Tourismus gelebt. Seit seinem letzten Besuch vor geschätzt sieben Jahren waren die Geschäfte mehr und die Touristen und Touristinnen weniger geworden. Etwas kaufen sah er niemanden. Auch die vielen Kaffeehäuser und Restaurants waren leer. Gut, es war für hiesige Gewohnheiten früh am Tage. Dennoch wirkten die einst lebhaft frequentierten Geschäfte verlassen und die Cafés kulissenhaft. Ursache für den Rückgang seien vorwiegend die politischen Entwicklungen, hatte Jonathan in einer österreichischen Zeitung gelesen. Er nahm sich nicht die Zeit, Tee zu trinken, und schritt zügig Richtung Ephesos. Schon bei der Fahrt hatte er das Amphitheater von weitem gesehen. Manche Gebäude und Tempel waren gut erkennbar, vereinzelt sogar wiedererrichtet. Anderes ähnelte einer Ruine. Oft

lagen auch nur Steine herum, bei denen Jonathan viel Phantasie aufbringen musste, um sich eine lebendige Stadt vorstellen zu können. Besonders, wenn man zum Hafen gelangte: Sie lagen in der Steppe. Das Meer war über die Jahrhunderte einige Kilometer zurückgewichen. Jonathan durchwanderte das Areal, versuchte sich anhand des Reiseführers ein Bild zu machen und scheiterte daran, dass ihn die griechische oder römische Kultur, die Säulen, Fassaden und Steine, die Beschreibungen, ja auch die Tatsache, dass das Österreichische Archäologische Institut seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert die Ausgrabungen in Ephesos vorantrieb, nicht beeindruckten. Selbst die Hitze ignorierte er. In der Schule hatte er Latein gehabt. Von Caesar bis Horaz samt römischer Geschichte. Und auch die griechische Mythologie musste er lernen. Alles hatte er weggeschoben. Den Stowasser, die Sagen des Altertums, der Römer und der Griechen. Diese komplizierten Namen, die verworrenen Geschichten, die vielen Affären der Götter, die Kriege, Kämpfe und Racheakte der Liebe wegen, das alles berührte ihn nicht. Damals nicht und heute noch weniger. Für Rache, Krieg und Kampf hatte er kein Fassungsvermögen. Wie man sich ständig verlieben und in erotische Abenteuer verstricken konnte, war ihm ein Rätsel.



Seit kurzem aß sie wieder Fleisch. Nach jahrelanger Abstinenz aß sie totes Tier. Ihr Körper verlangte nach Eisen, solange sie im Wechsel war. Vielleicht würden sich ihre Schmerzen damit verringern. Sie hoffte es jedenfalls. Sie griff nach dem fettarmen Schinken, legte sich zwei Brötchen an den Rand des Tellers, holte ein wenig Käse, einen Espresso ohne Milch und ohne Zucker, ging lustlos zum Tisch. Während die übrigen Gäste zu zweit oder in Grup-

pen gekommen waren und sich ruhig unterhielten, war sie alleine und verstummt. Heute würde sie nach St. Moritz fahren und ins Segantini-Museum gehen. Der Nostalgie wegen. Segantini war ein bemerkenswerter Künstler, der ein besonderes Leuchten in die Bilder brachte. Jonathan hatte ihr erklärt, dass der rostrote Untergrund dies verursachte. Die einzelnen Pinselhiebe, die Segantini präzise zu setzen wusste, ließen das Rostrot stellenweise durchschimmern, sodass der darüber gelegte Bildgegenstand durch den Farbkontrast ungewöhnlich stark erstrahlte. Das Rostrot, das vorgab, Erde zu sein, auf der Gras und Bäume in komplementär strahlendem Grün wuchsen. Jonathan war begnadet darin, Kunstwerke zu beschreiben. Sie unterstellte Segantini, mit seiner Haushälterin ein Verhältnis gehabt zu haben. Wenn man – ganz abgesehen von der liebevollen Darstellung – die Häufigkeit der Abbildungen seiner Haushälterin in Betracht zog, die über Monate, gar Jahre hinweg mit ihm Zeit in den Bergen verbrachte, und sie der Abwesenheit der Ehefrau auf seinen Bildern gegenüberstellte, glaubte sie schlicht nicht, was sie in Segantinis Briefen gelesen und in der kürzlich angekauften Dokumentation über ihn im Kino gesehen hatte: dass seine Frau Bice ihm alles bedeutet habe. Es konnte nicht wahr sein! »Bice, oh meine Bice«, hatte Bruno Ganz unentwegt aus den Briefen zitiert. Unerträglich. Diese Anrufung, mit der sich der Künstler die Liebe zu seiner Frau einzureden versuchte. Für Jonathan war sie nicht alles gewesen. Immer wich er ab und manchmal wich er aus. War beschäftigt mit seinen Gedanken und verloren an seinem Platz. Wie würde es sein, wenn er mit dem, was er beruflich tat, glücklich war? Sie hatte ihn nie in Frieden erlebt. Seine Unzufriedenheit mit der Arbeit war deutlich spürbar, auch wenn er kaum darüber sprach. Immerhin, die Beziehung mit ihm hatte zwei Arbeitsstellen lang gehalten. Die ganze Zeit über hatte er sich nach einem Ort

der Entfaltung geseht, aber nicht definieren können, was er darunter verstand. Was er anstrebte, wie sein Traumjob aussah, all das konnte er nicht beschreiben. Ihr kam vor, mit einem Pubertierenden gelebt zu haben, der die Phase der Berufsorientierung noch nicht abgeschlossen hatte. An allen Arbeitsstellen gab es auszusetzen, dass seine Begabungen die Anforderungen bei weitem übertrafen. Seine Begabungen, zweifelsohne viele. Sie staunte jedes Mal wieder, wenn sie zum Vorschein kamen, plötzlich aus ihm herausbrachen und die bemerkenswertesten Dinge hervorbrachten. Sie wünschte ihn zum Teufel. Gleichwohl würde es sie freuen, wenn er seine Berufung finden könnte, zumindest einen Beruf, dem er nachgehen könnte. Nicht alles musste die Hölle für ihn sein.



Jonathan war aus Ephesos zurück. Es hatte ihn angestrengt. Er war derart müde, dass er nicht schlafen konnte. Er stellte den Fernseher an, wählte ein deutsches Programm und überlegte, wie viel Schwachsinn notwendig war. Für Feinsinn hatte er keine Kraft. Also fiel seine Wahl auf eine amerikanische Krimiserie, in der die üblichen Verdächtigen auftraten und der Täter in einer Dreiviertelstunde dingfest gemacht werden konnte. Im Bett liegend stellte er sich vor, sie vergessen zu können und eine neue Frau zu haben. Hüftabwärts reagierte er auf diese Idee. Allein sein Herz war nicht bereit.



Im Segantini-Museum kam sie ins Gespräch mit einem schlanken Mittvierziger. Vor dem Bild »Bündnerin am Brunnen« waren sie gestanden und fragten sich wohl beide nach dem Verhältnis des Künstlers zur dargestellten

Haushälterin. Wie sonst wäre die verklärte Entrückung im Gesicht der Porträtierten nachvollziehbar? Diese Ver-zückung, die sich durch die Bilder zog. Weil sie alleine im Raum vor dem Bild standen, hatte der Fremde sie angesprochen und gefragt, ob ihr das Bild gefalle. Sie hielt sich bedeckt. Wie konnte ihr ein Gemälde zusagen, welches das Abbild einer Frau war, die ganz offensichtlich in einem Abhängigkeitsverhältnis zum Manne stand und die Muse abgab? Als sie auf die Briefe Segantinis auswich, stellte sich heraus, dass der Mann das Buch ebenfalls gelesen hatte und wenig begeistert davon war. Eben. Auch für Männer war die nach außen gekehrte Anbetung, die sich auffällig oft wiederholenden Bewunderungsfloskeln, überhaupt die leidenschaftliche Fixierung unangenehm. Sie musterte den Mittvierziger eingehend. Ob er Lust auf einen Kaffee habe? Er bejahte. Sie suchten ein Café in der Nähe. Während sie sich angeregt über Segantini unterhielten, kam ihr Jonathan in den Sinn. Die zwei Männer schienen mit der Kunst recht vertraut zu sein. In der Art, wie sie über Werke sprachen, unterschieden sie sich dennoch. Zwar waren die Worte beider gewählt und offenbarten unverblümt ihr Wissen, doch wirkten die Beschreibungen des Mittvierzigers distanziert und kühl. Als ob das künstlerische Schaffen aus einer Aneinanderreihung wirkungsgetriebener Ausdrucksmechanismen bestünde, die analytisch fassbar wären. Die Hinwendung zu künstlerischen Prozessen, zu der Jonathan fähig war, fehlte dem Mann ebenso wie die leidenschaftliche Suche nach einer Sprache, die der Kunst gerecht werden könnte. Meine Beziehung mit Jonathan ist seit Wochen zu Ende, dachte sie. Sie hatte Lust auf Sex. Es bestand kein Grund, ihre Bedürfnisse zu unterdrücken. Ob der Mittvierziger ihr Begehren teilte?

